

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 35

Artikel: Das Recht zu leben [Fortsetzung]
Autor: Wolff, Ludwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647103>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

(Schluss von Seite 876.)

Longeräte bei uns, deren Aufnahmen den Film wertvoll bereichern. Aber das Wesentliche unseres Films ist, daß es da nichts Gestelltes gibt, wir zeigen echtestes Leben, ungeschminkte Tatsachen als brausendes Geschehnis in ungebändigter Naturlandschaft, in der wir auch zwei Flüsse neu entdeckten und kartographisch festlegten."

Wo sind die unbekanntenen Waldmenschen?

Von Arumanduba in der Nähe des Jaryflusses begann in Süd-Nord-Richtung die Fahrt in Booten den fast achthundert Kilometer langen Jaryfluß stromauf bis an die Grenze von Französisch-Guayana. Die vier Deutschen und einundzwanzig Mischlinge als angeworbene Helfer machten sich in sechs Booten mit etwa hundert Zentner Ladung (Proviant, Chemikalien, Arzneien, Filmmaterial, fünftausend Schuß Munition und Tauchartikeln) auf den Weg. Der Kampf mit der Urwaldhölle begann. Denn der Jary ist kein harmlos dahinflutender Fluß, sondern ein reißender Stromlauf mit oft zwanzig Meter hohen Wasserstürzen und Wildwasserwirbeln. Manchmal eng zwischen Bergketten gepreßt, dann wieder sumpftartig sich dehrend, durchströmt er den undurchdringlichen Urwald. Er bildet übrigens die einzige Möglichkeit, um überhaupt in dieses über und über verwucherte Dschungelgebiet vorstoßen zu können. Die erste Sorge der Forscher war: Wann stoßen wir auf Menschen? Man mußte in Brasilien zwar, daß in diesem Urwald Indianerstämme wohnen, aber niemand konnte sagen, wo sie im Schutz des Waldes haufen. Die Expedition suchte Indianersiedlungen am Flußlauf des Jary als weiteren Standort für die geographischen, völkerkundlichen und zoologischen Streifzüge. Werden es überhaupt friedliche Menschen sein? Unbekannte Gefahren lauerten da, denen man unter Umständen sehr energisch, immer aber mit reiflicher Ueberlegung entgegentreten mußte.

Nun, Gerd Kahle erzählte: „Es war uns etwas seltsam zumute, als wir nach wochenlangem täglichem Kampf mit dem Urwald und den Wildwassern des Flusses plötzlich an einer Strombiegung auf einen kleinen, wild aussehenden Mann mit einer langen blauschwarzen Haarmähne in einem Einbaum stießen. Aber alles ging gut. Diese Waldmenschen waren zwar am Anfang mehr als mißtrauisch, sie verstanden ja auch nicht unsere oder die portugiesische Sprache. Wir verständigten uns mit Händen und Füßen und den komischsten Berrentungen des Körpers. Erst als wir unsere Geschenke, Glasperlen, Ketten, Taschenmesser und — Salz, anboten, wurde die Stimmung etwas freundlicher. Ueberdies hatten wir uns vorgenommen, uns den Sitten und Gebräuchen dieser Urwaldmenschen anzupassen, um uns ihr Vertrauen und ihre Freundschaft zu erwerben.“

Nacht für Nacht saßen wir mit ihnen am Feuer, aßen ihre Nahrung und guckten uns ihre Gewohnheiten ab. Schließlich hatten sie einige Brocken Deutsch von uns, einige Brocken Portugiesisch von den Mischlingen und wir einige Brocken ihrer eigenen Urwaldsprache gelernt. Zehn Monate lang waren wir Gast bei ihnen, und in dieser Zeit sind sie zu unschätzbaren Helfern für unsere wissenschaftlichen Aufgaben geworden. In dieser Zeit aber haben wir ihr Leben nicht nur mit dem Ohr, sondern auch mit der Kamera belauscht. Und daraus ist in Verbindung mit den übrigen Forschungsfahrten, Jagdabenteuern und Dschungelerlebnissen ein Kulturfilmwert entstanden, wie es bisher noch niemals gedreht werden konnte."

Indessen, nicht nur des Filmens wegen sind die Forscher in dieses größte Urwaldgebiet der Erde eingedrungen, sondern um es geographisch, völkerkundlich und zoologisch zu erschließen. Aber wie die einen das Gewehr stets schußbereit trugen, so hatte ein anderer ständig die Kamera in der Hand oder griffbereit neben sich im Boot oder auf dem Lagerplatz. Und dadurch sind Filmaufnahmen von oft geradezu aufregender Wirkung gegliückt. So zum Beispiel — Gerd Kahle erzählte Näheres darüber — unsere entsetzten Gesichter, als wir den ersten Urwaldmenschen erblickten, dann das plötzliche Auftauchen einer sechs Meter langen Riesenschlange unter sechzig Meter hohen Urwaldbäumen, oder das polternde Heranbrausen einer riesigen Herde von Bismarschweinen. Am Einbaum festgebunden ließ sich der Kameramann durch die Stromschnellen treiben. Ein andermal wieder hatte er blitzgeschwind die Kamera in der Hand, als ein Indianerfreund schmerzhaft einen als Dauerware konservierten gedörrten Affen verzehrte. Oder er hielt ihn in dem Augenblick fest, wo er sich, geplagt von den Moskitos und flüchtend vor diesen schier unerträglichen Insekten, seine Mahlzeit an dem Dörrfleisch fortzusetzen. Eine einfache Methode, wobei man allerdings berücksichtigen muß, daß auch das Wasser seine „Schattenseite“ hatte . . .

Hornissenstich als Mannbarkeitsprobe.

Bei den Mannbarkeitsproben werden die Jünglinge schmerzhaften Hornissenstichen ausgesetzt, die sie ertragen müssen, ohne zu klagen. Es gibt dort eine Hornissenart, die so giftig ist, daß zwölf dieser Insekten genügen dürften, um mit ihren Stichen ein großes Stück Wild zum Berenden zu bringen. Mädchen sind mit fünf und zwanzig bis dreißig Jahren schon alte Frauen. Und bei unehelich geborenen Kindern hat die Mutter des Mädchens die Pflicht, das Neugeborene zu töten.

In gründlicher Durcharbeitung wurde dieser Ufa-Film vollendet und wir können nun den Besuchern der Kinos ein getreues Lebensbild aus der grünen Urwaldhölle geben.

Das Recht zu Leben

Von LUDWIG WOLFF

22. Fortsetzung.

Hollbruch stieg aus, als habe er auf diese Frage gewartet, trat zu Miras Wagen und antwortete lächelnd:

„Das will ich Ihnen gerne sagen, gnädiges Fräulein. Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle. Dr. Hagemann aus Hamburg. Wenn ich hinter Ihnen hergefahren bin, so geschah es in der Hoffnung, daß Sie eines Tages eine Panne haben würden.“

„Das ist recht angenehm, einen Mann hinter sich zu wissen, der einem eine Panne wünscht.“

„Nur eine ganz klein^e und ganz ungefährliche Panne, gnädiges Fräulein.“

„Warum soll ich denn eine Panne haben?“

„Damit ich die Gelegenheit habe, Ihnen meine Dienste anzubieten und Ihre Bekanntschaft zu machen, gnädiges Fräulein.“

Sie lachte amüsiert. „Eine komplizierte Sache!“

„Kompliziert nur deswegen, weil Sie einen sehr guten Wagen haben und ausgezeichnet fahren, gnädiges Fräulein.“

„Und warum wollen Sie meine Bekanntschaft machen?“ fragte sie ein wenig mißtrauisch.

„Ich glaube bestimmt, daß Sie den Grund wissen, gnädiges Fräulein.“

„Ich weiß gar nichts.“

Er sah sie hilfesuchend an. Lügen war so schwer.

„So sprechen Sie doch.“

„Ich habe Sie gesehen und wollte Sie kennenlernen. Da ich keinen anderen Weg sah, mich Ihnen vorstellen zu lassen, bin ich hinter Ihnen hergefahren.“

„Schön, das ist Ihnen gelungen. Und was erwarten Sie jetzt?“

„Jetzt erwarte ich, daß wir im Brünigpaß-Hotel zusammen Tee trinken, gnädiges Fräulein.“

Sie zuckte die Achseln.

„Das können wir machen, obwohl ich Ihnen gestehen muß, daß ich lieber allein Tee trinke.“

Er fiel aus seiner Rolle und antwortete mit kühler Höflichkeit.

„Dann will ich nicht stören, gnädiges Fräulein.“

Sie ließ den Wagen und fuhr weiter.

Hollbruch ging nachdenklich zu seinem Auto und wußte nicht recht, was er beginnen sollte. Die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, erschien ihm mit einemal sehr schwierig, denn Mira Keridan war zu schön. Am vernünftigsten war es, den Plan aufzugeben und nach Luzern zurückzukehren. Da er in der Kehre nicht wenden konnte, mußte er bis zur Höhe des Brünigpasses fahren.

Vor dem Hotel stand Mira Keridan neben ihrem Wagen und winkte Hollbruch zu, der sofort anhielt.

„Ich habe es mir überlegt“, sagte sie lächelnd. „Ich will mit Ihnen Tee trinken.“

„Schönen Dank, gnädiges Fräulein“, antwortete Hollbruch und stieg aus.

Als sie auf der glasgedeckten Hotelterrasse saßen, sie waren die einzigen Gäste, erklärte Mira in spöttischem Ton: „Sie scheinen ein empfindlicher Herr zu sein.“

„Ich bin ein bescheidener Mann mit Minderwertigkeitskomplexen. Wenn eine junge Dame, die so aussieht wie Sie, mir sagt, daß ihr meine Gegenwart lästig sei, bin ich geschlagen und muß mich zurückziehen.“

Ein Raffinierter, dachte Mira, die die Angriffssysteme der Männer kannte.

„Sie dürfen die Worte der Frauen nicht so genau auf der Waagschale prüfen. Wenn ich Ihre Einladung zum Tee mit Entzücken angenommen hätte, hätten Sie sich eingebildet, daß ich mich auf den ersten Blick in Sie verliebt habe.“

„Das hätte ich mir bestimmt nicht eingebildet!“

Ein Schweigen entstand. Vor den Fenstern der Terrasse zogen Nebelwolken vorüber.

„Es wird regnen“, meinte Hollbruch, von einer wunderlichen Traurigkeit überfallen.

„Was machen Sie in Luzern, wenn Sie mir die Frage erlauben?“

„Ich bin zur Erholung hier.“

„Jetzt ist noch keine Saison in Luzern.“

„Ich will Ihnen die Wahrheit erzählen, gnädiges Fräulein. Ich wollte eigentlich nach dem Süden, nach Sorrent oder nach Sizilien. Ich kam spät am Abend in Luzern an und übernachtete hier. Am nächsten Vormittag sah ich Sie und beschloß, hierzu bleiben.“

„Sehr romantisch, aber ich glaube Ihnen kein Wort.“

„Das tut mir leid.“

Seine kühle Gelassenheit, die in unverständlichem Widerspruch zu seiner hartnäckigen Verfolgung stand, irritierte Mira.

„Sie wissen natürlich, wer ich bin.“

„Ich weiß, daß Sie Mira Keridan heißen, gnädiges Fräulein.“

„Sonst hat man Ihnen nichts von mir erzählt?“

„Nein.“

„Das wundert mich. Gewöhnlich erzählen die Oberkellner neugierigen Gästen, die sich nach mir erkundigen, daß ich eine Kokotte sei.“

Er wurde verlegen.

„Ich finde das unerhört.“

„Sie halten mich nicht für eine Kokotte?“

„Aber ich bitte Sie, gnädiges Fräulein. Ein junges Mädchen, das immer allein ist! Was machen Sie eigentlich abends, wenn ich fragen darf?“

„Gewöhnlich nichts. Manchmal lese ich, aber die meisten Bücher sind so pedantisch, als ob alle Schriftsteller Oberlehrer wären. Am liebsten sitze ich in irgendeiner Ecke und starre verzweifelt in die Luft.“

„Worüber sind Sie verzweifelt?“

„Ueber dieses sinnlose Leben.“

„Sie sollten nicht immer allein sein, gnädiges Fräulein.“ Sie lachte ironisch.

„Damit wollen Sie andeuten, daß Sie bereit wären, mir abends Gesellschaft zu leisten.“

Er schwieg.

„Es ist nett, daß Sie ein gekränktes Gesicht machen, Herr Doktor. Sind Sie verheiratet?“

„Nein.“

„Merkwürdig. Gewöhnlich sind Ehemänner immer beleidigt.“

„Das stimmt“, antwortete er belustigt. „Aber woher wissen Sie das, gnädiges Fräulein?“

„Ich habe es mal in der Zeitung gelesen.“ Sie blickte zum Fenster hinaus. „Ich glaube, daß wir losfahren müssen. Der Nebel wird immer dicker.“

„Sie haben recht, wir wollen fahren.“

Als sie ins Freie traten, es regnete ein wenig, fragte Hollbruch:

„War es so schrecklich, mit mir zusammen Tee zu trinken, gnädiges Fräulein?“

„Es hätte viel schlimmer sein können“, erwiderte sie lächelnd und stieg in ihren Wagen.

Während der ganzen Heimfahrt dachte sie über ihren Begleiter nach, aus dem sie nicht klug wurde. Was wollte er? Hielt er sie für eine Kokotte? Wie sollte sie sich benehmen?

Als sie vor der Villa ankamen, erwartete Mira, daß Hollbruch bitten würde, das Haus besichtigen zu dürfen, aber sie irrte sich. Hollbruch fragte ungemein höflich, was das gnädige Fräulein morgen unternehmen werde.

„Warum interessiert Sie das?“

„Weil ich um die Erlaubnis bitten möchte, Sie zu begleiten.“

„Ich werde nachmittags gegen drei Uhr wegfahren“, erwiderte sie, ein wenig enttäuscht über das Verlangen ihrer Psychologie.

„Darf ich Sie abholen, gnädiges Fräulein?“

„Bitte.“

„Wäre es nicht netter, wenn wir in einem Wagen fahren würden? Vielleicht wollen Sie in meinem Wagen fahren oder mir gestatten, Ihren Wagen zu benutzen.“

„Das ist zu machen.“ Sie hatte den Einfall, diesen undurchsichtigen Dr. Hagemann der schärfsten Liebesprobe zu unterwerfen. „Ich werde in Ihrem Wagen fahren, aber nur unter einer Bedingung.“

„Und die ist?“

„Daß Sie mir erlauben, Ihren Wagen zu steuern.“

„Mit dem größten Vergnügen, gnädiges Fräulein.“

Seine Bereitwilligkeit brachte sie aus der Fassung. Ein Mann, der seinen neuen kostbaren Wagen einer Frau ohne Zögern anvertraute, war rettungslos verliebt.

„Dann auf morgen um drei Uhr“, sagte sie ein wenig unsicher und reichte Hollbruch die Hand. „Falls Sie verhindert sein sollten, zu kommen, rufen Sie mich bitte an.“

„Nichts kann mich verhindern, gnädiges Fräulein.“

Hollbruch war mit dem Erfolg dieses Nachmittags zufrieden, obwohl er sich nicht verhehlte, daß er sich in ein schwieriges und gefährliches Abenteuer gestürzt hatte, dessen Ausgang zweifelhaft war. Das größte Hindernis bildete die Schönheit des jungen Mädchens, deren Wirkung sich ein Mann schwer entziehen konnte. Wenn man der jungen Dame in die Augen sah, vergaß man alle Pläne und Vorätze.

Er aß zu Abend in dem Speisesaal des Hotels. In einer Ecke saß das schweigende amerikanische Ehepaar. Sechs Kellner

schlichen wie Gespenster durch den Saal. Es war stiller als in einem Trappistenkloster.

Den Kaffee trank Hollbruch in der Halle. Ein Boy stand bei der Drehtür, durch die nie jemand eintrat. Der Portier, ein härtiger Mann, der so bieder aussah, daß man Angst bekam, saß hinter seinem Schalter und las friedlich in einer Schweizer Zeitung. Während Hollbruch den biedereren Mann beobachtete, fiel ihm ein, daß neugierige Herren, wie Mira erzählt hatte, sich bei den Oberkellnern nach ihr zu erkundigen pflegten. Um sich nicht von Hemmungen zurückhalten zu lassen, stand Hollbruch sofort auf und ging auf den Portier zu, der seine Zeitung weglegte und aufstand.

„Keine Post für mich gekommen?“

„Nichts, Herr Doktor.“

Hollbruch sah vor sich hin wie ein Mann, der nichts mit sich anzufangen weiß und aus Langerweile sogar bereit ist, sich mit einem Portier zu unterhalten.

„Nicht viel los hier.“

„Jetzt ist die stille Zeit, Herr Doktor“, erwiderte der Portier mit einer großen entschuldigenden Bewegung, die den tiefen Abscheu ausdrücken sollte, den ihm stille Zeiten einflößten.

„Sagen Sie, kennen Sie vielleicht ein Fräulein Mira Keridan?“

„Der die Villa Mira gehört? Ja, die Dame kenne ich. Sie wohnt schon seit drei Jahren in Luzern.“

„Was ist die Dame?“

„Sie ist die Freundin eines reichen Schweizers, namens Heliopoulos.“

Die Prompttheit, mit der der Portier seine Auskunft gab, bereitete Hollbruch Unbehagen.

„Was ist der Mann?“

Der härtige Portier machte ein verschmitztes Gesicht.

„Unklar, Herr Doktor. Bei den reichen Leuten weiß man nie, warum und wieso sie reich sind. Die meisten sind auch gar nicht reich.“

„Kennen Sie diesen Herrn?“

„Natürlich. Er wohnt immer bei uns, wenn er nach Luzern kommt.“

„Ein junger Mann?“

„Nein, ein großer, dicker Herr, der vielleicht fünfzig Jahre alt sein wird.“

Hollbruch gab dem Gespräch eine andere Wendung und verließ einige Minuten später das Hotel, um noch einen kleinen Abendspaziergang zu machen. Die Mitteilungen des geschwätigen Portiers erschienen ihm wichtig, obwohl er, in einer kaum bewußten Regung von männlicher Eifersucht, es für unwahrscheinlich hielt, daß ein bezauberndes junges Mädchen wie Mira Keridan die Geliebte eines dicken alten Griechen war. Aber daß dieser Heliopoulos zu den Bekannten Miras gehörte, war jedenfalls ein Hinweis, der von Vorteil sein konnte.

Am nächsten Morgen schickte Hollbruch einen großen Strauß von Rosen nach der Villa, über den sich Mira so überschwänglich freute, daß sie auf ihre Klugheit zu verzichten beschloß. Sie stand wartend beim Fenster, als Hollbruch um drei Uhr mit dem Wagen vor dem Parktor hielt, und ging ihm sofort entgegen.

„Schönen Dank für die Rosen, Herr Doktor.“

Es schien ihm, als sähe sie heute noch viel hübscher aus als gestern, aber vielleicht lag es an dem hellen blauen Frühlingstag.

„Wohin werden wir fahren, gnädiges Fräulein?“

Sie verzog den Mund.

„Sagen Sie nicht gnädiges Fräulein zu mir. Das klingt so feindselig. Sie wissen ja, wie ich heiße.“

Er verbeugte sich dankend.

„Aber es ist gleichgültig, wohin Sie mich führen wollen, Fräulein Keridan.“ Er öffnete den Wagenschlag und lud sie ein, auf dem Führersitz Platz zu nehmen.

„Ich soll fahren?“ fragte sie ungläubig.

„Das war doch abgemacht.“

Sie stand zögernd da und blickte Hollbruch an.

„Meinen Sie es wirklich ernst?“

„Sehr ernst.“

„Schön, dann will ich fahren.“

Sie wußte nach einigen Kilometern Bescheid mit dem Wagen, den sie dann so sicher führte, daß Hollbruch Zeit hatte, das Profil und die kleinen Ohren Miras zu bewundern. Diese erfreulichen Betrachtungen wurden nur durch den lästigen Gedanken an den Griechen Heliopoulos getrübt, der als unsichtbarer Gast im Wagen zu sitzen schien.

Sie fuhren um den Zugersee herum und machten vor einem kleinen Wirtsgarten am See halt, um Tee zu trinken. Mira hörte nicht auf, von dem Wagen zu sprechen, dessen Vorträge sie begeistert pries, während Hollbruch darüber nachdachte, ob es rätlich schien, sich nach Heliopoulos zu erkundigen, und zu keiner Entscheidung kommen konnte. Wenn er diese Frage zu früh stellte, erweckte sie das Mißtrauen Miras und verdarb alles.

Als sie abends zu der Villa zurückkehrten, sagte Mira herzlich:

„Das war ein schöner Tag, Doktor. Ich danke Ihnen.“

„Ich habe zu danken, Fräulein Keridan.“

Als er sich verabschieden wollte, zog sie die Augenbrauen zusammen und erklärte mit einer gleichgültigen Stimme:

„Wenn Sie nichts anderes vorhaben, können Sie heute bei mir zu Abend essen.“

„Sie sind sehr gütig, Fräulein Keridan“, antwortete er verwirrt.

„Ich will nur nach dem Hotel fahren und mich umziehen.“

„Das ist nicht nötig. Es ist ein kleines formloses Abendessen. Kommen Sie.“

Sie führte ihn in die Villa, die in Traum und Stille versunken zu sein schien und ließ ihn auf der Veranda allein, von der man den schönen Blick auf den See hatte. Hollbruch sah wie verzaubert da und sah auf die blinkenden Lichter der Stadt Luzern.

Nach einer Weile kam Mira wieder, sie trug ein einfaches helles Kleid und lud ihn ein, ihr in das Speisezimmer zu folgen. Auf dem Tisch standen die Rosen, die Hollbruch geschickt hatte. Ein Mädchen mit einem ernsten, fast strengen Gesicht servierte das Essen, das mit sicherem Geschmaack zusammengestellt war.

„Sie haben es hier wunderbar schön, Fräulein Keridan.“

„Gefällt es Ihnen bei mir? Das freut mich.“ Sie seufzte.

„Ich finde es hier entsetzlich traurig. Ich würde lieber heute als morgen von hier weggehen.“

„Warum tun Sie es nicht?“

„Weil ich keinen Käufer für die Villa finde.“ Sie standen auf. „Wir wollen den Kaffee auf der Veranda trinken, wenn es Ihnen recht ist.“

Sie wies ihm den bequemsten Sessel an und setzte sich ihm gegenüber, ein Bein über das andere gekreuzt.

„Ich bin auf den Verkauf der Villa angewiesen, denn ich bin heute ziemlich arm. Früher einmal waren wir reich gewesen. Mein Vater besaß die besten Petroleumfelder bei Baku.“ Wer log, fragte sich Hollbruch, Mira oder Keridan, der sich damit gebrüstet hatte, daß sein Vater Lastträger in Tiflis gewesen war?

„Lebt Ihr Herr Vater noch?“

„Er ist vor Kummer gestorben. Man hat ihm seinen ganzen Besitz weggenommen.“

„Stehen Sie jetzt allein in der Welt?“

„Ich habe noch einen Bruder, der in Berlin lebt. Er besitzt eine Radiofabrik.“ Hollbruch freute sich unwillkürlich, daß Mira eine konstatierbare Wahrheit sagte. „Haben Sie vielleicht schon einmal ein Keridan-Radio gehört?“

„Natürlich. Es sind ausgezeichnete Apparate.“

„Ich freue mich, daß Sie das sagen. Mein Bruder ist ein genialer Mensch, aber ein Phantast, der die Dinge anders sieht, als unsereiner.“

„Ist Ihr Bruder verheiratet?“

„Nein.“

„Sonst haben Sie keine Freunde, Fräulein Keridan?“

In dem Ton seiner Frage war etwas Lauerndes, was Mira argwöhnisch machte.

„Ich habe keine Freunde.“

Und Heliopoulos, wollte Hollbruch fragen, aber er bezwang sich.

„Wie ist es möglich, daß ein junges Mädchen wie Sie keine Freunde hat?“

„Es liegt an mir. Ich bin zu skeptisch. Die Menschen fühlen sich unbehaglich, wenn sie Angst haben müssen, durchschaut zu werden.“

„Ich habe keine Angst“, sagte er tapfer aus Verlegenheit.

Sie blickte ihn lächelnd an. „Dennoch glaube ich Ihnen kein Wort, verzeihen Sie.“

Er nahm ihre Hand.

„Das ist schade, Fräulein Keridan.“

„Warum sind Sie in Luzern?“

„Ich sagte es Ihnen schon: nur um Ihre Willen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß dies die reine Wahrheit ist.“

Er fühlte den leisen Druck ihrer Hand, der ihn aus dem Gleichgewicht brachte. Er mühte jetzt aufstehen und das junge Mädchen küssen, aber er faß hier nicht um eines Abenteurers willen, dessen Lockung groß genug war, sondern um für Diäten den Beweis zu erbringen, daß Keridan kein ehrbarer Kaufmann war. Eine teuflische Stimme versuchte ihn zu überreden, daß er Mira leichter zum Sprechen bringen könnte, wenn er sie in seinen Armen hielte, aber er widerstand der Verführung. Nieber wollte er in Miras Augen als hoffnungsloser Idiot erscheinen, bevor er eine Tat beging, die er vor sich selber nicht verantworten konnte. Man umarmte eine Frau nicht, die man verurteilen wollte. Mira ließ seine Hand los und sagte:

„Jetzt erzählen Sie mir von Ihrem Leben, Doktor.“

Er begann sofort mit einer Schilderung, die dem Bild entsprach, das er sich von dem Leben eines Hamburger Rechtsanwalts machte. Mira schien aufmerksam zuzuhören, aber sie dachte während der ganzen Zeit seines Berichts darüber nach, wie sie sich diesem Mann gegenüber, der ihr gefiel, zu verhalten habe. Zum erstenmal in ihrem Leben fühlte sie sich unsicher und ratlos, weil sie nicht erkennen konnte, was der schüchterne oder zu verliebte Hamburger von ihr wollte.

Nachdem Hollbruch das Leben und Treiben eines Hamburger Rechtsanwalts genügend lange beschrieben hatte, entstand ein tiefes Schweigen, das wie eine gefährliche Wetterwolke über dem Raum schwebte. Mira sah Hollbruch an, der Mühe hatte, diesem Blick standzuhalten. Schließlich sagte sie mit einer matten und kraftlosen Stimme:

„Ich kenne Hamburg. Es ist eine wunderbare Stadt.“

Hollbruch, der sich seiner Lächerlichkeit schämte, stand entschlossen auf.

„Ich will mich jetzt empfehlen, Fräulein Keridan. Es ist spät geworden.“

„Ist es schon so spät?“

„Elf Uhr, Fräulein Keridan.“

Sie erhob sich zögernd.

„Darf ich Sie morgen wieder abholen, Fräulein Keridan?“

„Wenn Sie der heutige Abend nicht zu sehr enttäuscht hat, bitte.“

„Oh, es war ein unvergeßlicher Abend, Fräulein Keridan.“ Er konnte das bittere Lächeln nicht sehen, das um ihren Mund spielte, denn sie ging vor ihm zur Tür hinaus.

„Dann kommen Sie morgen um drei Uhr, wenn es Ihnen recht ist.“

„Ich werde pünktlich sein, Fräulein Keridan.“

Sie führte ihn durch das schlafende Haus, dessen Stille Hollbruch wie ein höhnischer Vorwurf traf, und öffnete eine Tür, durch die sie in den Park traten. Es war eine milde Nacht mit Mondschein, der silbrig den Garten überrieselte. Der See glitzerte wie eine frisch gepuzte Metallplatte. Der Weg bis zum Parktor, das unverschlossen war, schien endlos zu sein.

„Schönen Dank für den Abend, Fräulein Keridan.“ Er küßte schuldbehaftet ihre Hand. „Gute Nacht und auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen“, sagte sie tonlos.

Er stieg in das Auto, machte Licht, winkte noch einmal zum Abschied und fuhr davon.

Mira stand wie ein Steinbild vor dem Parktor und blickte dem silbergrauen Wagen nach.

37. Kapitel.

Obwohl Eva Bräse allen Grund hatte, mit sich zufrieden zu sein, denn die Verhandlungen in London hatten zu einem günstigen Ergebnis geführt, war ihr gar nicht wohl zumute, als sie nach Berlin kam, um Diäten zu suchen. Eva hielt nicht viel von der Solidarität der Frauen, aber die Unterhaltung mit der Frau Peters erschien ihr immerhin peinlich, auch wenn Diäten keine Ahnung von den Ereignissen in Lugano hatte.

Zuallererst rief Eva in Dahlem an, um zu erfahren, ob Diäten bei Keridan wohnte. Wenn Diäten in Dahlem war, konnte Eva ihre Aufgabe als beendet ansehen, denn niemand durfte von ihr erwarten, daß sie die Geliebte Keridans zu Peter zurückführte.

Eine weibliche Stimme, es war Gesine Mattesen, die sprach, gab Bescheid, daß die Frau Baronin Hollbruch nicht in der Villa wohne. Wo die Frau Baronin sich aufhalte, wisse sie nicht.

Eva hätte sich selber nicht sagen können, ob sie sich über diese Auskunft freue oder nicht. Sie dankte jedenfalls und fuhr nach dem Einwohnermeldeamt, um sich zu erkundigen, ob Diäten in Berlin angemeldet war. Sie erfuhr, daß Diäten in dem Hospiz gewohnt hatte und vor einiger Zeit, unbekannt wohin, verzogen war. Sie begab sich sofort nach dem Hospiz, das ihr außerordentlich mißfiel, und fing eine Unterhaltung mit der Leiterin an, einer älteren verbitterten Frau, die den Fragen Evas mit großem Mißtrauen begegnete. Erst nachdem es Eva gelungen war, die strenge und zurückhaltende Frau von der Harmlosigkeit ihrer Nachforschungen zu überzeugen, berichtete die Leiterin mit Widerstreben, daß, wenn sie sich recht erinnere, die Baronin erzählt habe, nach der Innsbruckerstraße ziehen zu wollen.

Eva empfahl sich von der Frau, die mit einem allzu empfindlichen Gewissen belastet war, und fuhr auf gut Glück nach Schöneberg, um sich in dem Haus, in dem Hollbruchs früher gewohnt hatten, nach Diäten zu erkundigen.

Die Portiersfrau des Hauses in der Innsbruckerstraße, eine freundliche und redselige Rheinländerin, wußte, wo Diäten zu finden war. „Die Baronin führt jetzt den Gemüseladen von Frau Marzahn, meine liebe Dame. Frau Marzahn mußte nämlich nach der Klinik, um sich operieren zu lassen, sie hat ein Fibrom, aber wer weiß, ob es wahr ist, die Ärzte sagen immer Fibrom, auch wenn es Krebs ist.“

Eva machte ungläubige Augen.

Fortsetzung folgt.